

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2021)

Artikel: Fundabteilung
Autor: Gugel, Christine / Marti, Reto / Caspers, Laura
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-980379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fundabteilung

2021 wurden der Fundabteilung 44 Fundkisten und neun Kisten mit Proben von 19 Grabungen übergeben. Seit diesem Jahr wird unser kleines Team durch Laura Caspers verstärkt, die mit viel Elan und Fachkenntnis die aufgelaufenen Funde der Späher inventarisiert. Insgesamt konnten wir 13 382 Funde von 32 diversen Fundstellen neu in unserer Datenbank erfassen. Besonders beeindruckten uns die zahlreichen frühmittelalterlichen Funde der Grabung Reinach, Brunngasse 6 (s. Seite 44 ff.).

Daneben bildete die Bestandsaufnahme des umfangreichen archäologischen Nachlasses des 2019 verstorbenen Heimatforschers Kurt Rudin (vgl. Jahresbericht 2019, S. 22 ff.) einen weiteren Schwerpunkt der diesjährigen Arbeit. Regelrecht einschüchternd wirkte zunächst die schiere Menge an Kisten, Pappschachteln, Holzschubladen und Plastikwannen, randvoll gefüllt mit archäologischen Funden unterschiedlichster Zeitstellung und Herkunft. Im Laufe des Jahres wurde der Inhalt von 330 Behältnissen gesichtet. In ihnen waren 1489 grössere und kleinere Fundensembles deponiert, denen zumeist ein Zettel mit Hinweis auf die Herkunft der Funde beilag. Dabei erwies sich Kurt Rudin als sehr kreativ, verwendete er doch des Öfteren Pseudonyme oder schrieb den Fundort mit kyrillischen Buchstaben nieder. Auch die Idee, eine Fundskizze direkt auf den Silex-Fund zu zeichnen, ist ein Beispiel für seine Originalität.

Nachdem nun zehntausende Funde summarisch in einer Excelliste erfasst, umgepakt und verstandortet sind, gilt es in einem nächsten Schritt, die Informationen zu den Fundstellen durch sorgfältiges Sichten der zahlreichen Notizen und Tagebücher zu sichern. Dabei wird das eine oder andere Pseudonym zu knacken sein. Die wertvollen Funde würden es lohnen ...

Christine Gugel

Am Anfang grosser Entdeckungen steht meist akribische Feinarbeit: Daniel Perez beim Überprüfen des Fundmaterials aus einer Altgrabung.



Die drei Venusstatuetten aus Blei, aus dem Nachlass eines Prattler Sammlers. M 1:1.

Drei Liebesgöttinnen – aus Pratteln oder doch nicht?

Vor einigen Jahren führte uns ein der lokalen Geschichte verpflichteter Prattler Bürger auf verschiedene archäologische Fundstellen im Gemeindegebiet. Im Laufe seines langen Lebens hatte er diese teils selbst entdeckt, teils bei Baustellen mehr oder weniger systematisch überwacht. Seiner Kooperationsbereitschaft und guten Erinnerung verdankt die Archäologie Baselland viele wichtige Hinweise zur Frühgeschichte des Ortes.

Besonders in Erinnerung bleibt, wie uns der Hochbetagte zu Fuss auf den Kästelihügel führte, weil er dort auf eine besondere Fundstelle hinweisen wollte, bei der vor etwa 30 Jahren drei gut zehn Zentimeter grosse Bleifigürchen zum Vorschein gekommen seien. Beim Besuch so lange Zeit später erwies sich die Lokalisierung dann allerdings als schwierig. Unter anderem diese Funde verleiteten die Archäologie Baselland wenig später zu einer systematischen Metalldetektorsondierung, die zwar einige römische Funde, aber nichts zum Vergrabungsort der Statuetten zutage förderten (vgl. Jahresbericht 2015, S. 40 f.). Der gesamte Hü-

gel erwies sich leider als vom Militär stark überprägt.

Die drei Frauenfigürchen ähneln sich bei genauer Betrachtung ausserordentlich: nackt, mit eigenartig langem, bandförmig geschwungenem Körper

Die Rückseiten sind ebenfalls ausgearbeitet. Die Modellierung zeigt, dass die Figuren aus einer zweischaligen Gussform stammen.



Bleierne Aedicula mit Darstellung der Göttin Minerva aus Dorchester (Dorset).



und entsprechenden Gliedern, Bauch und Rücken mit einer dezenten, figurbetonenden Mittellinie, die Brüste kaum angedeutet, der runde Kopf auf kräftigem, perlengesmücktem Hals stark stilisiert und an keltische Vorbilder erinnernd. Das Haar ist von einem Perlendiadem gefasst und die

am besten erhaltene Figur zeigt möglicherweise den Ansatz eines Oberarmreifs. Auffallend ist die geradezu laszive Körperhaltung, die linke Hand an der Hüfte, die rechte am Kopf. Die Herstellungsweise ist simpel und offensichtlich sehr flüchtig, wie das stellenweise undeutliche Relief oder stehengelassene Brauen zeigen, die von der Herstellung in zwei Gusschalen herrühren.

Es sind vor allem Schmuck und Körperhaltung, anhand derer sich die dargestellte Person identifizieren lässt: Es handelt sich ganz offensichtlich um das Motiv der *Venus anadyomene*, der ‹entsteigenden› Liebesgöttin der Griechen und Römer. Der Sage nach soll sie bei ihrer Geburt auf Zypern in voller Pracht aus dem Schaum des Meeres aufgetaucht sein, nachdem sich Blut und Samen aus dem abgeschnittenen Geschlecht des Urgottes Uranos mit dem Wasser vermischt hatten – ein Motiv, präsent in vielen Variationen quer durch die gesamte europäische Kunstgeschichte. Die am

besten erhaltene Prattler Figur steht auf einem Sockel. Vergleiche zeigen, dass auf dem Stumpf zu ihrer Rechten ursprünglich ein Amor stand, der Liebespfeile verschiessende Knabengott und Begleiter der Venus.

Billig beziehungsweise mit einfachsten Mitteln aus Blei gegossene Kultgegenstände gibt es seit urgeschichtlicher Zeit. Bekannt sind etwa die auch in unserer Region vielfach bezeugten Rädchenamullette der Bronze- und Eisenzeit. In der römischen Welt, der die drei vorliegenden Statuetten angehören, sind in Blei abgebildete Gottheiten gang und gäbe. Gelegentlich werden sie in kleinen, in gleicher Weise gegossenen Tempelchen, so genannten *Aediculae*, präsentiert. Mittelalterliche Pilgerabzeichen stehen insofern in derselben Tradition, als auch in diesem Fall in Verbindung mit einem bestimmten Kult eine Kundschaft schnell und günstig mit ‹Heiligenbildchen› versorgt wurde.

Die Sache mit den Prattler Funden hat leider einen Haken: Es gibt zwar auch aus den westlichen

römischen Provinzen vereinzelte Venusfigürchen, etwa aus dem Gutshof von Dompierre im Kanton Freiburg. Doch diese sind in einem anderen Stil gehalten. Die grosse Masse der Funde stammt aber aus dem Südosten, genauer: den pannonicischen Provinzen im Donaubecken. Und exakte

Die keltisch inspirierte
Grande Danseuse von
Neuvy-en-Sullias (Dép.
Loiret), Bronze, Höhe
13,5 cm.



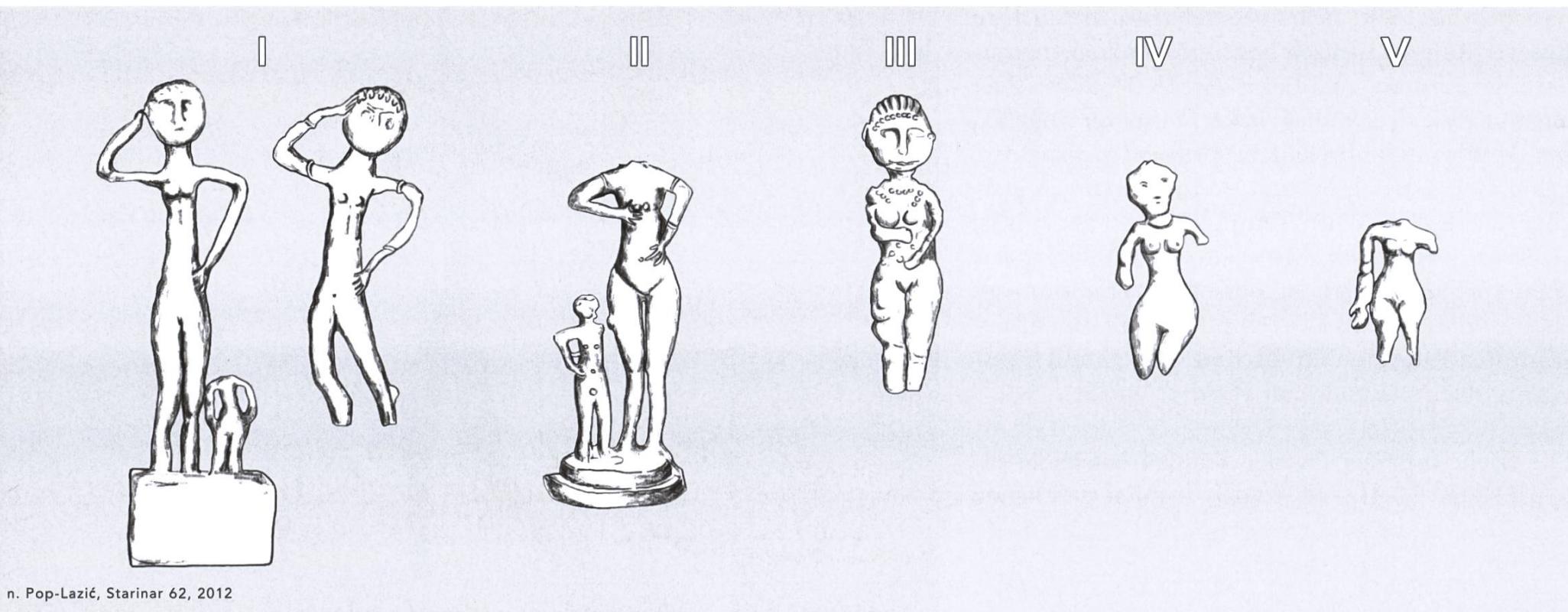
n. Müller, Kunst der Kelten, 2009

Stefan Pop-Lazić unterteilte die Venusstatuetten der Balkanregion in fünf Typen. Die Prattler Figuren gehören zu Typ I.

Parallelen sind – abgesehen von einem fraglichen Stück angeblich aus der Gegend von Reims – in grösserer Zahl um die antiken Städte *Sirmium* und *Viminacium* bekannt, im heutigen Serbien. Stefan Pop-Lazić, der diese Funde vor einigen Jahren zusammengestellt hat, unterscheidet fünf Varianten.

Sein ‚Typ I‘ entspricht bis in die Details den uns vorliegenden Göttinnen.

Was heisst das nun für unsere Funde? Der Aussage des mittlerweile verstorbenen Finders, die damals durchaus glaubwürdig wirkte, steht die Tatsache



gegenüber, dass die Figuren mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Balkan stammen und im hiesigen Fundstoff völlig fremd wirken. Da seit-her bekannt geworden ist, dass der Finder auch im Handel mit archäologischen Funden aus illegalen Grabungen im Balkanraum aktiv war, liegt die Vermutung nahe, die Venusstatuetten hätten erst rund 1800 Jahre nach ihrer Entstehung den Weg in die Schweiz gefunden. In der Tat liefert eine kurze Internetrecherche viele gute Vergleiche zu unseren Stücken aus dem Kunsthändel. Bis auf die gelegentliche vage Herkunftsangabe ‹Donauraum› erfährt man aber kaum etwas über sie.

Das Beispiel zeigt einmal mehr die zerstörerische Kraft der Raubgräberei und des Handels mit auf unbekannten Wegen erstandenen archäologischen Objekten. An sich sehr spannende Funde aus solchen Kanälen bleiben eines wesentlichen Teils ihrer Geschichte für immer beraubt. Da nicht auszuschliessen ist, dass auch die Liebesgöttinnen ‹aus Pratteln› aus einem solchen Kontext stammen, bleibt dieser Makel nun leider auch an ihnen haf-ten.

Bericht: Reto Marti, mit grossem Dank an Felix Müller, Bern, und Andrew Lawrence, Institut für Archäologische Wissenschaften und Archäologie der Römischen Provinzen, Universität Bern

**Stadt und Legionslager
Viminacium werden
auch das ‹Pompeji
Serbiens› genannt.**





Muttenz, Hardwald.
Vorder- und Rückseite
des spätrömischen
Scheibenknöbels.

Weit hergeholt: eine spätrömische Phalera aus Muttenz, Hardwald

Zu Beginn des Jahres entdeckte der ehrenamtliche Späher Nicolas Chaperon im Hardwald bei Muttenz ein mysteriöses radförmiges Objekt aus gegossener Bronze. Es hat neun radiale ‹Speichen›, ist mit Öse 10,5 Zentimeter lang und bis auf eine 1,3 Zentimeter hohe ‹Nabe› in der Mitte flach.

Wozu der Gegenstand ursprünglich diente, war zunächst unklar. Handelt es sich um einen grossen Schmuckanhänger? Ist hier ein Rad dargestellt, oder vielleicht gar ein Sonnenrad? In welche Epoche gehört es?

Die vertiefte Recherche zeigte, dass mit dem ungewöhnlichen Bronzeobjekt das Zierelement eines römischen Pferdegeschirrs vorliegt, lateinisch *Phalera* genannt. Es diente dazu, die Lederriemen in verschiedene Richtungen zu führen. Die Konstruktion – durchlocht und mit nur einer Öse – erlaubt Rückschlüsse auf seine Verwendung respektive die genaue Lage am Zaumzeug. Anders als die genieteten Phaleren war diese nicht auf einem Lederriemen befestigt. Je eine solche Scheibe befand sich vielmehr beidseits am Mundstück,

der Trense des Pferdes, die durch das Loch in der Mitte geführt und von den Phaleren in Position gehalten wurde. Die Öse diente der Befestigung des Backenriemens.

Der Neufund ist demnach ein so genannter Scheibenknebel. Weshalb dies nicht gleich erkannt

Die Lage des Scheibenknebels am Zaumzeug (Sarah Schäfer).



**Die drei Grundtypen
der iberischen Phaleren.**



n. Palol, Ampurias 15/16, 1953/54

wurde, liegt an der Verbreitung des Typs: Vergleiche dazu gibt es zahlreiche in Spanien und Portugal des 4. und 5. Jahrhunderts. Sie wurden dort in lokaler Produktion gefertigt. Unterteilt werden sie grob in geometrische und figürliche Varianten vor allem mit Tiermotiven sowie in solche mit frühchristlicher Symbolik wie dem Christusmono-

gramm Chi-Rho. Beim vorliegenden Exemplar aus dem Hardwald handelt es sich offensichtlich um einen geometrischen Typ.

Pferdezucht war in der Antike ein wichtiger Wirtschaftszweig auf der iberischen Halbinsel, und die Pferde von dort wurden im römischen Reich besonders geschätzt. Seit dem 1. Jahrhundert vor Christus berichten Autoren wie Varro, Columella oder Plinius von Legenden, wonach die Stuten auf dem Berg Tagrus bei *Olisipo*, dem heutigen Lissabon, hin und wieder vom Wind geschwängert würden. Die daraus resultierenden Fohlen waren besonders schnell, jedoch auch nur sehr kurzlebig – ganz wie ihr Vater».

In spätrömischer Zeit dürfte der Hardwald stark von Soldaten frequentiert gewesen sein, zumal sich nur knapp ein Kilometer von der Fundstelle entfernt ein Wachturm befand. Um 260 nach Christus wurde die befestigte Reichsgrenze vom so genannten Obergermanisch-Raetischen Limes nördlich und östlich von Neckar und oberer Donau an den Rhein zurückverlegt. Um den

Hochrhein zu sichern, wurden in den folgenden Jahrzehnten entlang des Flusslaufs sukzessive rund fünfzig Wachtürme errichtet. Diese standen so nahe beieinander, dass Sichtkontakt gewährleistet blieb. Mindestens zwei dieser Wachtürme befinden sich auf dem Gebiet des heutigen Kantons Baselland: einer in Birsfelden, Sternenfeld, einer im Muttenzer Hardwald (vgl. Jahresbericht 2012, S. 196 ff.). Das Baujahr dieses Turmes ist nicht gesichert. Vermutlich wurde er in der Zeit um 374 nach Christus erbaut, als Kaiser Valentinian mit seinen Truppen in *Basilia* weilte. Das Fundament des Turms kann man noch vor Ort besichtigen.

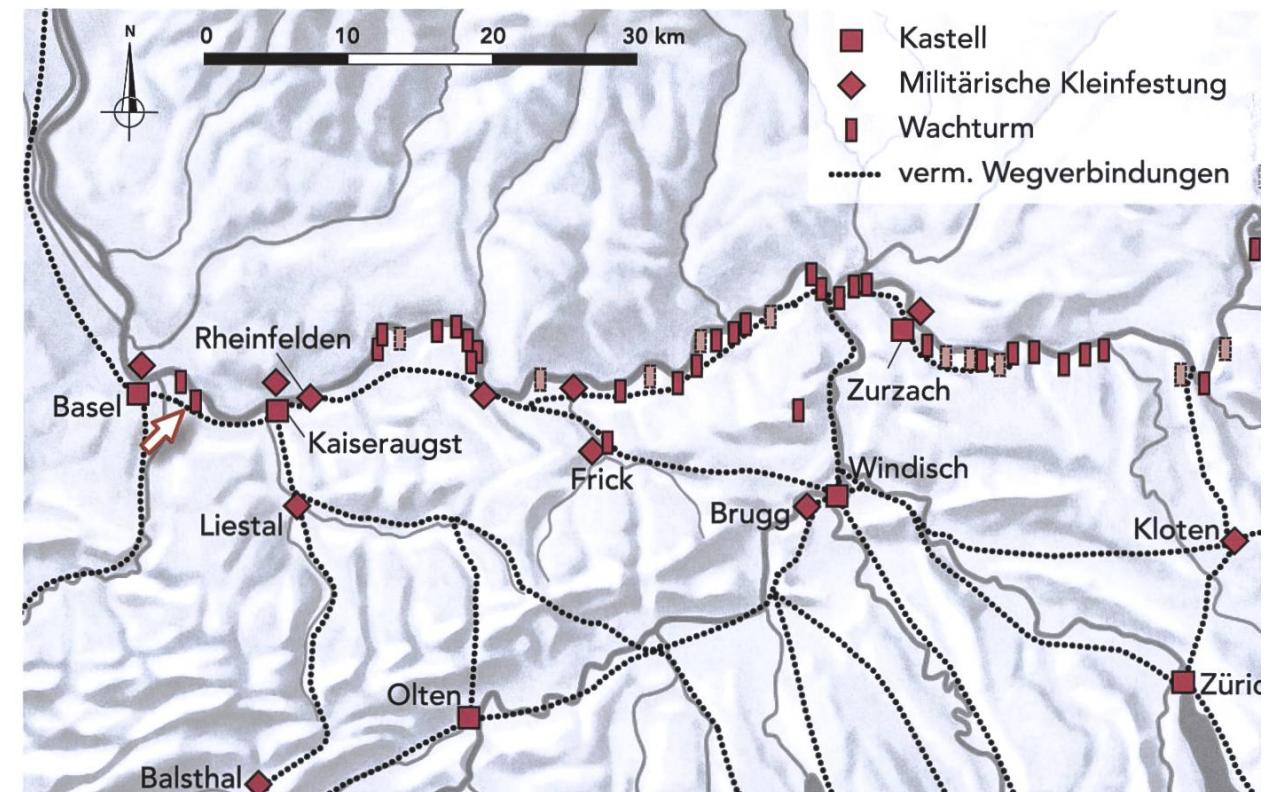
Doch der Einsatz am Wachturm war nur von kurzer Dauer. Bereits im Winter 401/402 n. Chr. wurden, so berichten zeitgenössische Quellen, Truppen entlang des Rheins abgezogen, um die nach Italien vorgedrungenen Westgoten zu bekämpfen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts musste Rom die Gebiete nördlich der Alpen ganz aufgeben.

Wie der Scheibenknebel in unsere Region gelangte, ist unklar. Denkbar ist, dass sie ein hier

stationierter römischer Soldat iberischer Herkunft mitbrachte. Vielleicht kam aber auch das Pferd mitsamt Zaumzeug hierher, oder aber das Zaumzeug wurde einzeln importiert.

Bericht: Laura Caspers

Die Befestigungen des spätömischen Hochrhein-Limes. Der Wachturm im Hardwald bei Muttenz ist mit einem Pfeil markiert.



Der zeichnerisch
vollständig rekon-
struierbare Topf aus
«rauwandiger Dreh-
scheibenware».

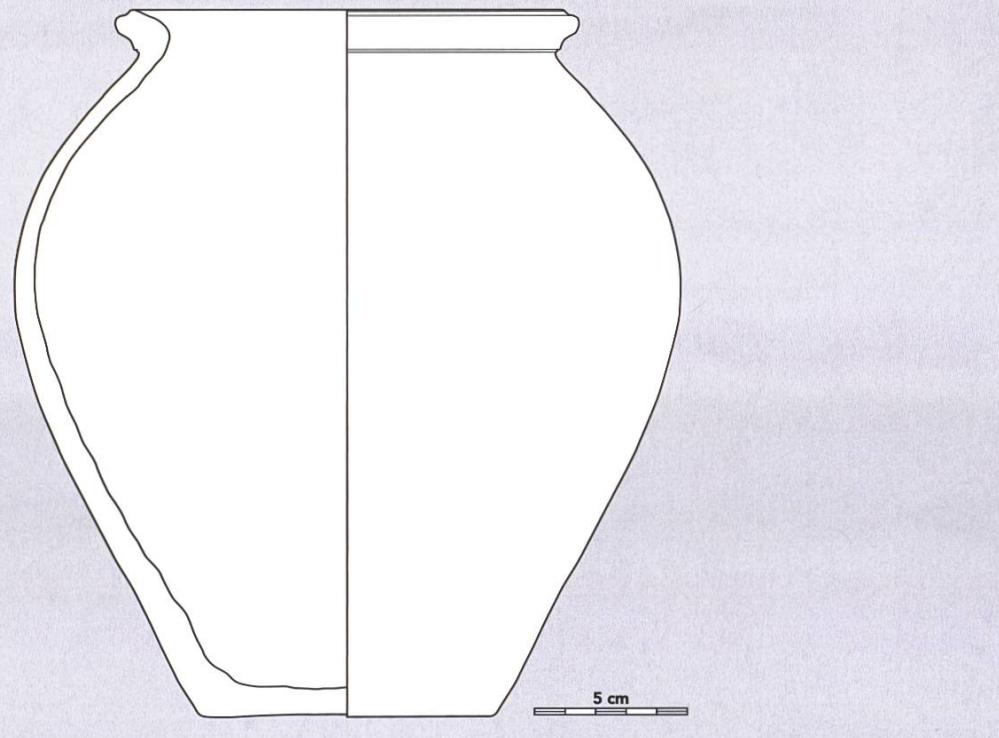
Bubendorf, Weid: ein Topf voller Münzen

Der Späher Daniel Lüdin meldete am 6. September 2021, dass er an einem Waldrand nahe Bubendorf einige Münzen und Scherben gefunden habe. Ausserdem empfange er mit seinem Detektor ein extrem starkes Signal, was auf einen grösseren Metallfundkomplex schliessen liess. Ein erster Blick

auf das mitgeschickte Bild zeigte, dass es sich um römische Münzen des früheren 4. Jahrhunderts nach Christus handelte. Ein mitgefundenes Randstück des Gefäßes passte chronologisch dazu.

Die Grabungsequipe übernahm noch in derselben Woche die weitere Untersuchung. Bald zeigte sich, dass zwar der obere Teil des Topfes zerbrochen war, der ganze Rest aber noch intakt im Boden steckte. Über 300 Münzen aus dem zerdrückten Bereich des Topfs wurden direkt geborgen. Da das Ensemble nur ein paar Zentimeter unter der Oberfläche lag, ist anzunehmen, dass diese Streuung auf die Begehung und Bewirtschaftung des Geländes im Laufe der Jahrhunderte zurückzuführen ist. Der kompakte untere Teil wurde als Block geborgen. Reste einer Abdeckung waren nicht feststellbar (s. Seite 40 f.).

Der Topf, in dem die Münzen vergraben wurden, entspricht einem in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts geläufigen Typ. Russspuren im



Bodenbereich zufolge war er vor seinem Einsatz als ‹Sparhafen› als simpler Kochtopf in Gebrauch. Gemäss der jüngst von Caty Schucany und Tamara Mattmann erarbeiteten Systematik ist der auf der Fusstopferscheibe hergestellte Topf mit Wulstrand, der zuoberst eine flüchtig eingedrehte Rille aufweist, dem Typ ‹ARc-7:70-T60› zuzuordnen. Der reduzierend grau gebrannte Ton ist mit einer groben Magerung versetzt, die an der Oberfläche leicht hervortritt – die Frühform einer ‹rauwandige Drehscheibenware› genannten Keramik, die für die nächsten rund 300 Jahre, also bis ins Frühmittelalter, das Kochgeschirr dominierte.

Um die Fundlage jedes einzelnen Geldstücks exakt zu dokumentieren, wurde entschieden, vor der weiteren Bearbeitung in der EMPA ein Computertomogramm herstellen zu lassen (s. Seite 128). Dieses zeigt deutlich, dass die Münzen in zwei Teilen im Topf lagen, getrennt durch einen Zwischenraum. Beide Teile bestehen aus losen Prägungen mit einigen ‹Schüttel-Rollen› – eigentliche Stapel

von nebeneinander liegenden Münzen, wie sie beim Transport des Behälters auf natürliche Weise entstehen. Ein oberer, innerer Teil scheint sich an eine organische halbrunde Form anzuschmiegen. In der Folge wurden die Münzen nach ‹innen› und ‹aussen› getrennt geborgen und die Lage jedes

Bronzemünzen des Constantinus I., geprägt in Treveri (Trier) 321 n. Chr. (oben) und in Lugdunum (Lyon) 322–323 n. Chr. (unten).



Bronzemünzen des Constantinus I., Constantinopolis (Istanbul)
327–328 n. Chr. (oben),
und für seine Mutter Helena, Treveri (Trier)
327–328 n. Chr. (unten)

einzelnen Stücks exakt festgehalten. Die mit der heiklen Aufgabe betraute Restauratorin Nicole Gebhard stellte bald fest, dass der trennende Zwischenraum, der sich in der Tomografie abgezeichnet hatte, aus einem Stück zugeschnittenen Leders bestand, das sich ausserordentlich gut erhalten hatte (S. 126 ff.).

Eine erste Durchsicht gleich nach der Entnahme, noch vor der Restaurierung, zeigt, dass sämtliche 1290 Münzen in der Regierungszeit Kaiser Constantins des Grossen (306–337 n. Chr.) geprägt wurden. Die exakte Bestimmung aller Prägungen steht noch aus, doch lässt sich bereits jetzt festhalten, dass die jüngsten Exemplare aus den Jahren 332–335 stammen. Insgesamt vermittelt der Fund einen Querschnitt des Kleingeldes, das in unserer Gegend in jenen Jahren zirkulierte. Das Spektrum ergibt den Eindruck einer dynamischen und schnellen Münzzirkulation; bisher konnten wir kein Exemplar finden, das zum wahrscheinlichen Verbergungszeitpunkt älter als etwa 15 Jahre war.

Die Münzen bestehen aus einer Kupferlegierung mit einem ganz geringen Silberanteil; es handelt sich also um Kleingeld mit bescheidener Kaufkraft. Der Wert der Summe dürfte etwa einem Goldsolidus mit einem Gewicht von 4,5 Gramm entsprochen haben. Die grosse Menge an Kleingeld zeigt allerdings, dass die Münzen einer Person (oder zweien?) gehörten, die direkten Zugang



zu intensiver Geldwirtschaft hatte. Ob der Inhalt des Gefässes durch eine oder wenige einzelne Zahlungen zustande kam, oder ob es sich um die Erträge vieler Kleingeschäfte handelt, wissen wir nicht. Angesichts der homogenen Zusammensetzung steht jedoch fest, dass die Münzen in kurzer Zeit zusammengetragen worden sind.

Der Fund von Bubendorf ist auch insofern von grosser Bedeutung, als bisher im ganzen römischen Reich kaum vergleichbare exakt gleichzeitige Horte bekannt sind. Dies ist ein Hinweis darauf, dass diese Münzen nicht zu einem der bereits bekannten ‹Schatzfundhorizonte› gehören, und ihre Verbergung deshalb nicht mit konkreten historischen oder ökonomischen Ereignissen verbunden werden kann. Vielmehr wurde der Hort aus uns unbekannten individuellen Gründen vergraben und nicht wieder gehoben.

Vor der weiteren Bearbeitung des Fundes müssen die Münzen gereinigt werden. Diese Arbeiten haben bereits begonnen. Die wissenschaftliche Auswertung

wird unsere Kenntnis über die Entwicklung des spätromischen Geldumlaufs zweifellos erweitern.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS) und Reto Marti

Bronzemünzen des Constantinus I. für Urbs Roma, Lugdunum (Lyon) 330–331 n. Chr. (oben) und Treveri (Trier) 330–331 n. Chr. (unten).



Roggenburg, Baumgarten. Der Entdecker Thomas Frei beim Absuchen der Fundstelle des Münzhorts. Der Felsblock diente seinerzeit vermutlich als Markierung des Verstecks.



Roggenburg, Baumgarten: ein Münzhort, entdeckt zum zweiten Mal

Im Rahmen einer systematischen Prospektion im Umfeld des so genannten ‹Klösterlis› bei Roggenburg stiess der ehrenamtliche Späher Thomas Frei (s. Seite 22 ff.) auf einige mittelalterliche Münzen. Die genauere Untersuchung der Fundstelle ergab, dass die Geldstücke zusammen mit einigen Keramikscherben über eine Fläche von gut zwei Quadratmetern streuten. Die grösste Fundkonzentration lag etwa 60 Zentimeter südwestlich eines markanten Kalksteinbrockens, der aus dem Waldboden ragt und seinerzeit vermutlich als Referenz für den Vergrabungsort gedient hatte. Die Keramikstücke dürften dabei zum Behältnis, einem Topf mit Deckel, gehört haben.

Nur 14 Münzen wurden gefunden; teilweise sind die einseitig geprägten, dünnen Silberpfennige ausgebrochen. Sechs Münzen mit Bischofsköpfen stammen aus Basel, je zwei von Johann I. von Chalon (1327–1335), Johann II. Senn von Münsingen (1335–1365) und Jean III. de Vienne (1366–1382). Fünf weitere mit ‹Zipfelmützen› sind Prägungen der Herren von Krenkingen aus ihrer Münzstätte in Tiengen, die in die zweite Hälfte

des 14. Jahrhunderts datieren. Die beiden Münzen aus der Grafschaft Zofingen mit einem Helm beziehungsweise einer Krone mit so genanntem Pfauenstoss werden Leopold III. von Österreich (1365–1386) respektive Albrecht von Österreich (1386–1395) zugewiesen. Die Münze mit einem Schwanenhals mit Ring im Schnabel als Helmzier

Die archäologische Untersuchung der Fundstelle ergab keine genaueren Hinweise auf den ursprünglichen Vergrabungsort.



**Die 14 erhaltenen
Münzen des Hortes
von Roggenburg,
Baumgarten.**



aus der Grafschaft Laufenburg datiert in die Zeit nach 1373/1377.

Die Kombination dieser Münzprägungen kennen wir aus weiteren Schatzfunden und Börsen. Der am nächsten gelegene Vergleich stammt aus Rickenbach und wurde bereits 1856 entdeckt. Er

bestand aus 381 Münzen, die aber bis auf wenige Stücke verschollen sind. Alle Typen des Roggenburger Ensembles waren auch im Rickenbacher Hort vorhanden.

Verborgen wurden die Geldstücke wohl gegen Ende des 14. Jahrhunderts, jedenfalls nach 1386. Die Zusammensetzung der Münzen und die starke Fragmentierung des Keramikgefäßes lassen vermuten, dass dies einst ein wesentlich grösserer Hort war, auf den aber schon lange vor unserem Späher eine andere Person gestossen war.

Vom Keramiktopf, der in mehrheitlich kleinen Scherben verstreut lag, sind nicht einmal zehn Prozent überliefert. Dies lässt erahnen, wie gross der «Schwund», verursacht durch eine frühere Auffindung, bei den viel wertvolleren Silberobjekten gewesen sein dürfte. Womöglich wurde der Topf bei der ersten Entdeckung sogar absichtlich zerschlagen, um an die vielleicht durch Erdreich und Korrosion verbackenen Münzen zu gelangen. Nur der Deckel hat mehr oder weniger unbeschadet überlebt.

Das etwa 16 Zentimeter hohe, dünnwandige Gefäß mit leicht unterschnittenem Leistenrand und flauen Schulterrippen gehört zur Kategorie der grauen Drehscheibenware. Die Bodenunterseite ist geglättet und zeigt nur noch schwache Spuren des Drahts, mit dem das Gefäß von der noch rotierenden Unterlage gelöst wurde. Auch der Deckel, der perfekt in die Topfmündung passt, ist scheibengedreht. Die Unterseite erhielt durch die Überarbeitung der Kanten einen so genannten Quellrand, der Wulsthenkel ist aufgesetzt.

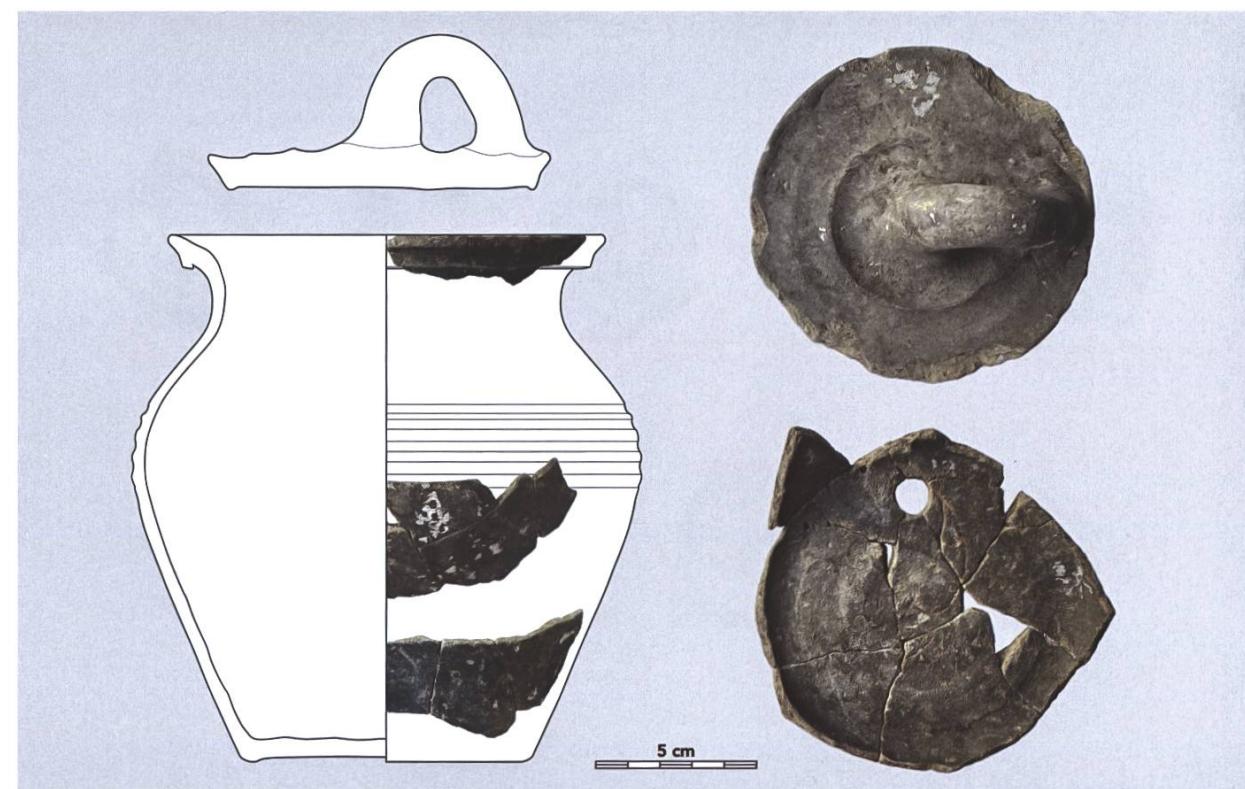
Die Formgebung insbesondere des ausladenden Leistenrandes deutet darauf hin, dass der Topf einige Jahrzehnte älter ist als die jüngsten Münzen. Er dürfte noch vor der Mitte des 14. Jahrhunderts hergestellt worden sein, wie ein Vergleich mit den etwas jüngeren Formen aus der Zeit des Erdbebens von Basel 1356 zeigt, die in der Region bestens bekannt sind.

Bemerkenswert ist eine gut zentimetergrosse Öffnung im Boden des Gefäßes, das den Spuren zufolge von innen herausgebohrt wurde: Man er-

kennt neben dem Loch zwei weitere Ansätze sowie Ausrutscher der feinen Spitze des Drillbohrers. Auf der Bodenunterseite ist das Bohrloch leicht ausgesplittert.

Für einen Einsatz des Topfes kopfüber quasi als Sparhafen oder Opferstock ist die im Durchmesser

Vom vollständig rekonstruierbaren Münztopf sind nebst zugehörigem Deckel nur Reste erhalten. Im Boden war ein Loch eingebohrt.



Münzen der Herren von Krenkingen aus dem 1856 entdeckten Hort von Rickenbach, die heute im Schweizerischen Nationalmuseum liegen. M 1:1.

nur zentimetergrosse Bohrung zu klein. Denkbar sind aber auch ganz andere Ursachen für dieses seltsame Detail. Im kirchlichen Kontext werden zum Beispiel Töpfe mit gelochtem Boden erwähnt, die in einem *Sacrarium* Verwendung fanden: Vorrichtungen in der Wand oder im Boden, die verhindern sollten, dass nicht mehr verwen-

detes Wasser aus dem religiösen Bereich, etwa Weih- oder Taufwasser, mit Füssen getreten wird: man liess es an Ort und Stelle in der geweihten Erde versickern.

Ein im Boden eingelassener Topf mit Loch ist dafür ideal – und liefert vielleicht auch die Erklärung, weshalb das Loch umständlich von innen nach aussen gebohrt wurde. Die sakrale Verwendung könnte auch der Grund dafür sein, dass das kleine, dünnwandige Gefäß mitsamt Deckel über ein halbes Jahrhundert, bis zur Vergrabung des Horts, offenbar unbeschadet überdauert hat. Offen wäre indes, wie der zierliche Topf danach heil wieder aus dem Boden kam und weshalb ausge rechnet dieses Gefäß anschliessend zum Münzbe hältnis auserkoren wurde.

Die Fundstelle befindet sich keine 200 Meter süd östlich des Kleinlützler ‹Klösterlis›, ursprünglich vermutlich ein Frauenkonvent, von dem man aber nicht einmal die Ordenszugehörigkeit kennt. Es lag an der Strasse, die Laufen und das Birstal mit Porrentruy in der Ajoie verbindet.



Das seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts aktenkundige Kloster dürfte um 1180 nach Christus errichtet worden sein. Ausgrabungen am Ort der heutigen St. Josephs-Kapelle haben gezeigt, dass dieser Bau aus dem späten 16. Jahrhundert auf den Fundamenten zweier Vorgängerkirchen steht: dem Gründungsbau der Zeit um 1180 und einer gotischen Saalkirche aus der Zeit um 1300.

Die Gemeinschaft war offenbar wiederholt von finanziellen Nöten geplagt, weshalb sie 1253 dem Kloster Beinwil und 1264, zum Männerkonvent umgewandelt, dem Augustiner-Chorherrenstift St. Leonhard in Basel unterstellt wurde. 1486 folgte die Rückwandlung in ein Frauenkloster, 1505 der Zusammenschluss mit dem Zisterzienserkloster Lützel. Im Schwabenkrieg 1499 möglicherweise in Mitleidenschaft gezogen, in der Reformation 1525 zerstört, wurde die Anlage immer wieder instand gestellt und erst im 18. Jahrhundert aufgegeben.

Der kurze Abriss über die Geschichte des «Klösterlis» zeigt, dass in der fraglichen Zeit um 1390/1400 kein besonderes Ereignis überliefert ist, welches

das Verstecken eines Münzhorts erklären würde. Die Umstände seiner Vergrabung bleiben vorderhand deshalb genauso im Dunkeln wie die erste Etappe seiner Wiederentdeckung.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS) und Reto Marti

Die Kapelle St. Joseph und ein ehemaliges Ökonomiegebäude sind heute die letzten Zeugnisse des «Klösterlis».





20 Münzen und ein
Geweberest = eine
Börse vom Ende des
18. Jahrhunderts!

Langenbruck, Lochmatt – des einen Pech, Glück für uns!

Der ehrenamtliche Mitarbeiter Thomas Frei (s. Seite 22 ff.) entdeckte im Herbst 2020 bei einer Metallsondenprospektion im Gebiet Lochmatt in Langenbruck unter anderem ein kleines Ensemble von 20 Billon-Münzen aus dem 18. Jahrhundert: acht Batzen und zwölf Halbbatzen der Städte Basel, Bern und Solothurn der Jahre 1718 bis 1787. Es fehlen Prägungen des 19. Jahrhunderts, das Ensemble kam also wohl spätestens um 1800 in den Boden.

Kleinmünzen sind nicht dabei. Es handelt sich um eine Selektion grösserer Scheidemünzen, die offenbar getrennt von den kleineren Kreuzern, Viernern, Rappen und dergleichen verwahrt wurden, wie wir sie von vielen weiteren Fundstellen kennen. Ein beiliegender Geweberest lässt vermuten, dass es sich um den Inhalt eines Geldbeutels handelt, der hier verlorengegangen ist.

Darüber dürfte sich die Besitzerin oder der Besitzer geärgert haben. Aber wie so oft gilt: des einen Pech, des andern Glück! Eine Börse ist eine «Zeitkapsel», ihre Zusammensetzung wirft ein

Schlaglicht auf wirtschaftliche oder private Netzwerke einer bestimmten Zeit. In diesem Fall erlaubt uns der Verlust einen Blick in Wirtschaftsräume und Handelsbeziehungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Denn in der Endphase der alten Eidgenossenschaft lag das Münzrecht zwar bei den

Andreas Wahl und Zivi Sven Uhlmann bei der Nachprospektion der Fundstelle.



Der Fundort der Münzen liegt in einem Waldstück unmittelbar an der Grenze zu Solothurn.



Kantonen. Aber gemeinsame Absprachen und einheitliche Vorgaben zu Grösse, Gewicht und Silbergehalt ermöglichen es, dass die Münzen auch über das eigene Gebiet hinaus problemlos und ohne kompliziertes Umrechnen zirkulieren konnten.

Mit 14 Exemplaren stammt ein Grossteil der Münzen aus Bern, einer der Stände mit umfangreicher Münzproduktion. Es handelt sich um fünf Batzen der Jahre 1754, 1765, 1766, 1775, 1776 sowie um neun Halbbatzen von 1718, 1754, 1770, 1776, 1777 (2), 1778 (2) und 1785. Die je zwei Basler Batzen von 1765 (Typ 1763–1765) und Halbbatzen von 1762 und 1765 sind am stärksten abgegriffen. Aus Solothurn kommen ein 1760 geprägter Batzen und die Schlussmünze, ein Halbbatzen von 1787.

Der Gesamtwert der kleinen Börse beträgt 14 Batzen. Ein Arlesheimer Domherr erhielt in den 1780er Jahren pro Tag 8 1/2 Batzen und 1 Rappen, wenn er alle Gottesdienste besuchte, und musste für etwa 13,5 Liter Weizen oder Wein zwölf Batzen bezahlen. Und gemäss der Berner Postverordnung von 1793 kostete ein Brief von Bern nach Basel einen Batzen.

Das Umfeld des Fundorts wurde im Frühling 2021 von Mitarbeitenden der Archäologie Baselland mit einem Metalldetektor grossflächig abgesucht. Zahlreiche Funde von Huf- und Schuhnägeln

sowie (Kleider-)Accessoires und wenige weitere Münzen legen nahe, dass hier in der Neuzeit ein Weg verlief. Dieser diente vielleicht als Ausweichroute zur weiter westlich am Talhang gelegenen Passstrasse über den Oberen Hauenstein. Eindeutig mittelalterliche oder noch ältere Objekte fehlen bislang.

Als weiterer besonderer Fund ist der Bleideckel einer Theriakkapsel zu erwähnen. *«Theriak»* ist ein Allheilmittel, vor allem gegen Vergiftungen. Unter anderem wurde es von römischen Kaisern und anderen Mächtigen vorsorglich gegen Giftanschläge eingenommen. Die genauen Zutaten sind geheim, erwähnt werden Opium und Vipernfleisch als Hauptbestandteile. Gemäss Umschrift **THERIACHA F AL PARADISO IN VEN** und Emblem – ein Blick ins Paradies – stammt unsere Kapsel aus der Apotheke *«Al Paradiso»* in Venedig und wurde im Zeitraum vom 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts hergestellt. Oben schwebt die Taube des Heiligen Geistes zwischen Gott Vater und Christus, links und rechts knien anbetende Figuren. Unten erkennt man vier nimbierte Engel

oder Heilige. Hoffen wir, dass zumindest die Besitzerin oder der Besitzer dieser Medizin das Glück hatte, von den Leiden erlöst zu werden.

Bericht: Andreas Fischer und Rahel C. Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS)

Deckel einer Theriak-Kapsel aus der venezianischen Apotheke *«Al Paradiso»*, 17. bis Mitte 18. Jahrhundert. M 2:1.

